

Die Einheit scheint gefährdeter zu sein denn je zuvor

Rassismus in Indonesien: Der Fall Westpapua

von Siegfried Zöllner

*Indonesien ist bewusst als ein Vielvölkerstaat gegründet worden. Die Staatsgründer meinten, das erwachende und wachsende Nationalgefühl könne die Probleme, die sich aus der Vielzahl von Sprachen, Kulturen und Rassen ergeben, überwinden. Das Motto, das man 1945 in das Staatswappen setzte, war zugleich Programm: *Bhinneka Tunggal Ika* = Einheit in Verschiedenheit. Die Vielfalt der Völker mit ihren verschiedenen Sprachen und Kulturen sollte geachtet und respektiert werden. Im Staatsverband sollte jedoch das Bewusstsein der Einheit wachsen. Doch nach 50 Jahren staatlicher Unabhängigkeit scheint die Einheit gefährdeter zu sein denn je zuvor.*

In den letzten Jahren wurde immer wieder ein Problembereich beschworen, der mit der Abkürzung SARA bezeichnet wurde. SARA steht für *Suku* — *Agama* — *Ras* — *Antar Golongan*, zu deutsch: Volksstamm — Religion — Rasse — Gruppenunterschiede. Diese vier Stichworte bezeichnen die Problemkreise, von denen Gefahren für die Einheit ausgehen können.

Rassismus in Indonesien ist eingebettet in ein vielschichtiges Problemfeld. Fast immer geht Rassismus zusammen mit anderen gravierenden gesellschaftlichen Unterschieden, z.B. unterschiedliche Muttersprachen, Religionen, Kulturen und unterschiedliche soziale Stellung. Chinesen z.B. sind nicht nur vom Aussehen her identifizierbar, sondern haben oft auch ihre eigene Sprache, sind sehr oft Christen, sind oft reich und sind eine Minderheit. Ähnliche typische Merkmale lassen sich auch von anderen Volksgruppen nennen. Schlimm sind wie immer und überall die Verallgemeinerungen. Denn es gibt natürlich auch Chinesen, die weder reich noch Christen noch ihrer Kultur verbunden sind. Die Verallgemeinerung führt zur Stigmatisierung einer bestimmten Gruppe, Rasse oder Religion.

Seit mit dem Ende der Ära Suharto bezahlte Provokateure den

SARA-Komplex missbraucht haben, um bewusst Spaltungen und Streit zu provozieren, ist das Zusammenleben in der Vielfalt noch schwieriger geworden. Wer durch die Straßen von Jakarta fährt, kann an Mauern und Hauswänden lesen »*ABC keluarga*« = Ambonesen Batak Chinesen raus. Die Javaner sind aufgebracht darüber, dass javanische Transmigranten in Kalimantan, Ambon und Sumatra plötzlich nicht mehr willkommen sind. Sie rächen sich daher mit Graffiti-Parolen und mobilisieren damit Gefühle gegen die andern. Unterschied man früher zwischen *Pribumi* und *Non-Pribumi* und meinte damit einheimische Indonesier und Chinesen, so wird der Begriff »*Pribumi*« (Einheimischer) jetzt ganz neu diskutiert und definiert. Javaner, Batak und Ambonesen sind nur in ihrer jeweiligen Heimat *Pribumi*. Transmigranten und Umsiedler sind *Non-Pribumi*, wenn sie außerhalb ihrer Heimat leben.

Rassismus und Diskriminierung in Westpapua

Rassismus in Westpapua ist einerseits ein Problem, das auch in anderen Teilen Indonesiens existiert und dort das Zusammenleben schwer macht. Andererseits kommt

in Westpapua ein Aspekt des Rassismus hinzu, der im übrigen Indonesien kaum eine Rolle spielt: die schwarze Hautfarbe und das unverkennbare Kraushaar. Rassismus gegenüber »schwarzen« Menschen ist eben nicht nur ein europäisch-amerikanisches Phänomen, auch in Asien ist die Einschätzung von Menschen mit dunkler Hautfarbe als minderwertig zumindest latent vorhanden. Ich kenne Afrikaner, die längere Zeit in Indonesien gelebt haben. Ihre Erfahrungen von Diskriminierung sind ähnlich wie die, die Afrikaner in europäischen Ländern erleben können. Bei Behördengängen, bei Einkäufen auf dem Markt, und auf den Straßen spüren sie distanzierte Haltung und hören abfällige Bemerkungen. Von ähnlichen Erfahrungen berichten Afrikaner, die in China oder auf den Philippinen gelebt haben.

Wahrscheinlich ist es kein Zufall, dass schon in vorkolonialer Zeit der Sultan von Tidore schwarze Sklaven aus Neuguinea an seinem Hof zur Verfügung hatte. Die Rangordnung war vorgegeben: Der Hellhäutige befiehlt, der Dunkelhäutige hat zu dienen.

Der Autor ist Pfarrer im Ruhestand und zur Zeit Koordinator des deutschen Irian Jaya / West Papua Netzwerks. Er lebte 13 Jahre in West Papua.

1963 wurde Niederländisch-West-Neuguinea der Republik Indonesien zugeschlagen. Seit dieser Zeit empfinden die einheimischen Papua mehr und mehr, dass sie diskriminiert werden. Und sie empfinden, dass die Diskriminierung auch ihren Grund in ihrer äußerlichen Andersartigkeit hat, dem Kraushaar und der dunklen Haut. Dazu möchte ich einige bewegende Zeugnisse geben.

Am 29. Mai 1998 fand in Jayapura ein öffentliches Gespräch zwischen Papua-Studenten und einigen Mitgliedern der Nationalen Kommission für Menschenrechte statt, die aus Jakarta angereist waren. Einer der Studenten stand auf und begann seinen Redebeitrag mit folgenden Worten:

»Ich bin heute morgen früh aufgestanden und habe mich gründlich gewaschen, aber meine Haut ist immer noch schwarz. Ich habe mein Haar gekämmt und es ist immer noch kraus. Die Leute von außen (ergänze: mit heller Haut und glattem Haar) sehen uns Papua nicht als Menschen an. Seit 1969 bis heute töten sie uns ...«

Der Student wollte zu Ausdruck bringen, dass Diskriminierung und Menschenrechtsverletzungen auch darauf zurückzuführen sind, dass die Papua im Gegensatz zu den Indonesiern dunkle Hautfarbe und Kraushaar haben.

In einem Zeitungsartikel der *Westpapua Post* vom 14/20 Juni 1999 unter dem Titel: »Das Gehirn hinter der Geiselnahme« setzt sich der Verfasser (ein Indonesier) in äußerst oberflächlicher, fast hasserfüllter Weise mit den Papua auseinander. Ein Zitat:

»Ein Freund, Journalist aus Jakarta und Fachmann für politische und militärische Fragen, sagte einmal: »Bedeutet Westpapua wirklich eine Gefahr für Indonesien? Dort le-



»Wir werden von den Indonesiern diskriminiert, weil wir dunkelhäutige Melanesier sind.«

Foto: C. Haarring

ben nicht einmal zwei Millionen Menschen. Sie leben verstreut über das ganze Land. Ihr Wissen und ihr technologischer Standard liegt weit zurück, sie sind in viele Stämme zersplittert. Wenn sie sich gegen Java auflehnen wollen, dann schicken wir hundert Millionen Menschen von der Insel Java dorthin und lassen sie pinkeln. Dann ertrinken sie alle. Wir brauchen kein einziges Gewehr anzufassen!«

Der Schreiber gibt diese ungeheuerlichen diskriminierenden Sätze als ein Zitat wieder, ohne sie weiter zu kommentieren oder sich davon zu distanzieren. Er meint es also auch so! Er hat viele Papua in seiner Leserschaft tief verletzt: »So verachten und erniedrigen die Javaner eine andere ethnische Gruppe!« schrieb mir ein Bekannter (Papua).

Im selben Artikel fanden sich auch folgende Sätze:

»Wenn der Mann auf der Straße (der Papua) betrunken ist und seine Enttäuschung über Indonesien zum Ausdruck bringen will, sagt er: »Unter den Indonesiern müssen wir das Bier bezahlen. Und wenn wir's

kaufen wollen, dann ist es auch noch verboten! Ist das etwa gerecht? Unter den Holländern gab es Bier gratis, und das Trinken war erlaubt!« Diese Äußerung ist ein kulturelles Signal dafür, dass die besondere Fähigkeit der Holländer darin bestand, die einheimische Bevölkerung schwach zu halten.

Verschiedene Aspekte dieses Zitates sind interessant:

1. Der Verfasser will sagen: Wir Indonesier haben natürlich eine bessere pädagogische Methode als die Holländer, um die Papua zu erziehen, nämlich Verbot oder Verteuerung von Alkohol.
2. Die Papua sind Menschen, die alles umsonst haben wollen und auch noch randalieren und »Das ist ungerecht« schreien, wenn sie ihren Willen nicht bekommen. Dabei weiß doch jeder vernünftige Mensch, dass jede Ware bezahlt werden muss.
3. Der Verfasser zieht die Äußerung eines Betrunkenen heran zur Analyse dessen, was die Papua — angeblich — denken. Will er wirklich anhand von Biertischparolen die Meinung der Papua über den Unterschied zwischen indonesischer und holländischer Herrschaft ermitteln?

Es liegt auf der Hand, welches Maß an Überlegenheitsgefühl, Diskriminierung und Verachtung in diesem Zitat enthalten ist. Mich erinnert es sehr an manches, was vor Jahren von Weißen über die »Schwarzen« in Südafrika geschrieben wurde.

Seit 1963 haben zwei Generationen von Papua diese Art rassistischer und kultureller Diskriminierung millionenfach erfahren. Intellektuelle Papua, die Rassismus und Diskriminierung andersartiger Minderheiten in Südafrika, den USA und Australien kennen gelernt haben, formulieren ihre Situation in Westpapua deutlich: »Wir werden von den Indonesiern diskriminiert, weil wir dunkelhäutige Melanesier sind.« Hier liegt letztlich der Grund für die Forderung nach staatlicher Unabhängigkeit, die in den letzten Monaten besonders laut geworden ist und in vielen Demonstrationen gefordert wurde. Die Papua sind inzwischen überzeugt, dass sie nur in einem eigenen Staat ohne Diskriminierung in Würde leben können.

Modelle des Zusammenlebens

Wie in allen vergleichbaren Situationen gibt es eine ganze Reihe von »Mischehen« und inzwischen auch viele Erwachsene, die jeweils von Vater und Mutter her einen unterschiedlichen kulturellen und ethnischen Hintergrund haben. An Schulen und Universitäten lernen die unterschiedlichen Volksgruppen miteinander, in den Städten und in der Arbeitswelt lebt man miteinander und nebeneinander. Diese Berührungspunkte haben jedoch noch nicht dazu geführt, das generelle Überlegenheitsgefühl und daraus folgende aktive Diskriminierung auf der einen Seite — und das Gefühl, Bürger zweiter oder dritter Klasse zu sein, auf der anderen Seite — abzuschwächen und jeweilige Vorurteile zu entkräften.

In den Kirchen, sowohl in Gottesdiensten wie in Leitungsgremi-

en, begegnen sich die verschiedenen Gruppen und bekennen gemeinsam die Einheit der Kirche und die Gemeinschaft der Gläubigen. Sicherlich sind hier starke Ansätze vorhanden, Vorurteile, Gegensätze und Diskriminierung zu überwinden. Von einem christlichen Studentenkreis wurde berichtet, dass nach den blutigen Demonstrationen in Irian vom Juli 1998 Studenten der verschiedenen Gruppen aufeinander zugegangen und sich gegenseitig um Vergebung gebeten haben. Ähnliches wurde früher von den Kirchen in Südafrika berichtet.

Kirchen- und Stammesführer gründeten in dieser kritischen Zeit das sogenannte Forum für Versöhnung (FORERI). Das Ziel des Forums war, einen wirklichen Dialog zwischen den Gruppen in Gang zu bringen. Den Begründern des Forums schwebten auch südafrikanische Erfahrungen vor, Gäste aus Südafrika

sollten eingeladen werden. Doch immer wieder zeigt sich, dass der Dialog von seiten der Machthaber nicht gewollt ist. Maßnahmen der Regierung und der Sicherheitskräfte werden als »arrogant« erlebt. Versöhnung ist letztlich nur möglich, wenn beide Seiten dazu bereit sind.

In den letzten Wochen sind auch einige Stimmen laut geworden, die sagen: Zunächst Versöhnung, dann erst Unabhängigkeit. Diese Gruppe möchte nach südafrikanischem Vorbild Wahrheitskommissionen bilden, in denen die Opfer von Gewalt und Terror ihre Leidensgeschichten erzählen können und in denen sich Opfer und Täter begegnen (siehe *Tifa Irian* vom 11. Oktober 1999). Dadurch soll ein Klima geschaffen werden, in dem Versöhnung möglich wird und Vorurteile abgebaut werden. Auch sollen Auseinandersetzungen wie in Osttimor dadurch vermieden werden.



Indonesiens vierter Präsident ist der lachende Dritte

von Rainer Werning

In Indonesiens Hauptstadt Jakarta zeigte sich am 20. Oktober diesen Jahres einmal mehr, dass in javanischer Politik nichts kalkulierbarer ist als die Unberechenbarkeit. Vor surrenden Kameras internationaler Medien war die Kulisse ausgeleuchtet für den Sieg der Welt des Lichts über die der Finsternis: Hier die unermüdliche Streiterin für Demokratie in Gestalt von Megawati Sukarnoputri, der Tochter des Staatsgründers und ersten Präsidenten Ahmed Sukarno, dort in Dr. Bacharuddin Jusuf Habibie die verkörperte Erblast der Suharto-

Diktatur. Und dann betrat durch die Hintertür Abdurrahman Wahid als strahlender Dritter siegreich die Bühne. Das Votum in der 700-köpfigen Beratenden Volksversammlung, dem höchsten legislativen Organ im Lande, war mit 373 zu 313 Stimmen zu seinen Gunsten ausgefallen. Das hat mehrere gute Gründe, doch die Konsequenzen dieses Sieges müssen nicht unbedingt gut verlaufen.

Habibie war zählebiger, als manche Oppositionelle ihm seit seinem Amtsantritt im Mai 1998 zuge- traut hatten. Sein Zickzackkurs war häufig für Überraschungen gut. Selbst langjährig Teil des Suharto-Regimes, warf er einigen Ballast der diktatorischen Ära über Bord, ließ politische Gefangene frei und die kri-

tischen Medien gewähren. Beachtlich war auch der Wahlerfolg des alten Suharto-Recken; dessen Politmaschinerie Golkar verbuchte nahezu ein Viertel der Stimmen bei den Parlamentswahlen Anfang Juni. Damit lässt sich auch künftig Politik machen. Zum Verhängnis wurde Habibie zweierlei: die Scheu, gegen Mitglieder des Ancien régime wegen Machtmissbrauchs und grassierender Korruption vorzugehen und seine nicht mit dem Militär abgestimmte Osttimor-Politik. Was gegenüber dem Ausland guten Willen und einen Bruch mit seinem Vorgänger signalisieren sollte, wurde zum Bumerang. Mit der Anfang des Jahres verkündeten Entscheidung, Osttimor noch vor der Jahrtausendwende über sein ei-

Der Autor ist Geschäftsführer der in Freiburg i.Br. ansässigen und schwerpunktmäßig in den Südphilippinen engagierten Stiftung für Kinder.